



Wer vermittelt das Wissen? Blick in die Irische Nationalbibliothek. Candida Höfer/ProLitteris

Die Forschung boomt, doch immer weniger schauen hin

Ein Plädoyer für den Wissenschaftsjournalismus.

Von [Cornelia Eisenach](#) und [Theres Lüthi](#), 04.06.2024

«Erhöht Intervallfasten das Sterberisiko?» Diese Schlagzeile geisterte vor kurzem durch [internationale Medien](#) und erschreckte nicht wenige Leser. Die Trenddiät, bei der man 16 Stunden fastet und die Essenzufuhr auf 8-Stunden am Tag konzentriert, sollte laut einer Studie gar nicht gesund sein.

Vielmehr erhöhe sich das Risiko, an einer Herz-Kreislauf-Erkrankung zu sterben, drastisch.

Nur: Diese Aussage stimmt so nicht. Das Studiendesign war lausig und statt eines Fachartikels lag nur eine Pressemitteilung vor. Wenige Journalistinnen dürften die Daten genauer überprüft haben, etwa auf statistische Signifikanz und Effektstärke.

Neue Forschungsergebnisse sichten, sie der Öffentlichkeit verständlich und kritisch vermitteln und dazu geeignete Fachpersonen beiziehen – das ist die Aufgabe von Wissenschaftsjournalisten. Ihre Expertise war besonders während der Corona-Pandemie gefragt. Guter, unabhängiger Wissenschaftsjournalismus wurde als das erkannt, was er ist: systemrelevant.

Doch der vorübergehend erhöhte Stellenwert hat die tiefe Krise des Genres nur für kurze Zeit überdeckt. Jetzt setzt sich fort, was vor mehr als einem Jahrzehnt begann: Schweizer Medienverlage sparen den Wissenschaftsjournalismus kaputt. Journalistinnen werden entlassen oder frühpensioniert, Budgets zusammengestrichen und Fachredaktionen aufgelöst. Die Regionalzeitungen haben ihre Wissensredaktionen abgeschafft.

Mit Sparmassnahmen kämpft zwar die ganze Medienbranche. Der Wissenschaftsjournalismus wird aber oft als «nice to have» angesehen, weshalb Verleger und Chefredaktorinnen ihn öfter für entbehrlich halten. Zudem sind Wissenschaftsredaktionen eh schon dünn aufgestellt, und so trifft der Abbau sie besonders hart.

Diese Recherche zeigt das Ausmass der Krise, beleuchtet die Konsequenzen und diskutiert mögliche Auswege.

PR-Aufträge statt journalistischer Artikel

Heute gibt es nur noch fünf Schweizer Medienhäuser, die überhaupt eigenständige Wissensredaktionen unterhalten: die SRG, die TX Group, die NZZ, CH Media und «Le Temps». Entsprechend gross ist der Schwund unter den betroffenen Journalistinnen. Das spürt auch der Schweizer Klub für Wissenschaftsjournalismus. «Vor zehn Jahren hatten wir noch knapp 200-ordentliche Mitglieder, heute sind es knapp 130», sagt Stephanie Schnydrig, Präsidentin des Klubs. Unter ihnen gebe es auch viele Freiberufler, die aber oft nicht von ihrer journalistischen Arbeit leben könnten. Sie seien gezwungen, zusätzlich deutlich besser bezahlte PR-Arbeit zu leisten, etwa für Hochschulen oder Bundesämter.

Auch im vergangenen Jahr ging der Aderlass weiter: Im Herbst 2023 hat Tamedia (TX Group), zu der der «Tages-Anzeiger» und die «Sonntags-Zeitung» gehören, eine Stelle im siebenköpfigen Ressort «Wissen» gestrichen. Schon 2018 war dort bei einer Sparrunde eine Stelle abgebaut worden. Im Printprodukt des «Tages-Anzeigers» findet die wissenschaftliche Berichterstattung zudem neu nicht mehr auf einer eigenen Seite, sondern auf weniger Platz und unter der Bezeichnung «Kultur, Gesellschaft & Wissen» statt.

Verkleinert hat sich aber auch die Zahl der Wissensredaktionen in der Deutschschweiz: 2015 fusionierten die Wissensressorts der «Sonntags-Zeitung» und des «Tages-Anzeigers». Fast zehn Jahre danach vollzog jüngst auch die NZZ die Fusion ihrer zwei Wissenschaftsredaktionen. Zwar berichtet die «NZZ am Sonntag» nach wie vor über Forschung, die dafür zuständigen Redaktoren aber wurden organisatorisch in die NZZ integriert.

Ein Verlust für die Medienvielfalt, denn jedes Team hat eine eigene Kultur – eigene Autoren, eine eigene Themensetzung und letztlich Perspektive.

Von Umwälzungen sind aber nicht nur etablierte Redaktionen betroffen. Auch zwei junge Onlinemedien mussten in den vergangenen Jahren ihre Wissensberichterstattung verkleinern oder beenden.

Mit «Heidi News» hatte ein Westschweizer Onlinemedium eine schlagkräftige Wissenschaftsredaktion aufgebaut. Doch von den elf Journalisten, die 2020 noch für «Heidi News» arbeiteten, sind mittlerweile nur noch zwei fest angestellt. Die kurzen, einordnenden Texte über aktuelle Forschung und Entwicklung, genannt «Flux», gibt es nicht mehr. Und das 2018 mit viel Enthusiasmus in der Deutschschweiz gestartete «Higgs» musste 2022 den Betrieb aus finanziellen Gründen einstellen.

Lifestyle-Themen werden besser geklickt

Auch Inhalte der Berichterstattung haben sich gewandelt. Üblicherweise beobachten Wissenschaftsjournalistinnen die öffentlich finanzierte Forschung. Zum Thema wird, was neu und relevant ist: egal, ob es sich um die neuesten Daten des James-Webb-Teleskops handelt oder einen Durchbruch bei einem Malaria-Impfstoff.

Doch das hat sich im Zuge der Digitalisierung und der Messbarkeit des Leserinteresses geändert. Der deutsche Wissenschaftsjournalist Volker Stollorz beobachtet eine zunehmende Entkopplung von dem, was die Wissenschaft produziert, und dem, was besonders gut läuft. Es wimmle inzwischen von Erklär- und Servicestücken, sagt er: Was tun gegen Reizdarm? Fünf Fragen rund um die Sexualität. Sieben Wege, um Ihr Gedächtnis zu stärken.



Das Rijksmuseum in Amsterdam. Candida Höfer/ProLitteris

In vielen Schweizer Redaktionen bekommen es Journalisten zu spüren, wenn ein Artikel schlecht «klickt». Dafür sorgen laufend aktualisierte Ranglisten. Wer sicher unter die Top Ten möchte, hat mit Lifestyle bedeutend bessere Chancen.

Auch wenn solche Themen ihre Berechtigung haben: Die «Wellnessisierung» des Wissenschaftsjournalismus birgt die Gefahr, dass die Gesellschaft wichtige Entwicklungen nicht mitbekommt. «Wenn Journalisten nicht mehr ausführlich und unabhängig von der Publikumserwartung über Wissenschaft berichten, werden Gesellschaften womöglich von bestimmten Entwicklungen überrannt», sagt Stollorz.

An mRNA-Impfstoffen wurde zum Beispiel schon Jahrzehnte vor Beginn der Corona-Pandemie geforscht. Dennoch hatten viele Menschen das Gefühl, die Entwicklung sei zu schnell verlaufen. Ein breiteres Wissen über diese Forschung hätte möglicherweise einige Ängste lindern können.

Bestehen solche blinden Flecken, können sich das Politikerinnen und Konzernchefs zunutze machen, wenn sie die Realität in ihrem Sinne darstellen – sei es bei der Biodiversität oder den Risiken von künstlicher Intelligenz.

Die Fragmentierung der Gesellschaft nimmt zu

Ausgezeichneten Wissenschaftsjournalismus findet man heute häufig in Nischen. Unter anderem in zahlreichen neueren Onlinemedien wie «Quanta Magazine», «Knowable Magazine» oder «Undark». Doch diese Produkte erreichen lediglich die bereits gut Informierten. «*Preaching to the choir*» nennt es Mike Schäfer, Professor für Wissenschaftskommunikation an der Universität Zürich.

Die Folge ist eine Fragmentierung der Gesellschaft. Manche informieren sich sehr genau, andere bekommen kaum etwas mit. «Diese Angebote reichen nicht, um die Gesellschaft über wissenschaftliche Themen auf dem Laufenden zu halten. Das ist die eigentliche Gefahr.»

Hier ortet auch Volker Stollorz das grösste Problem. Durch die Digitalisierung kämen vor allem Lokal- und Regionalmedien unter Druck, sagt er. «Die überregionale Qualitätspresse liefert weiterhin guten Wissenschaftsjournalismus. Kleinere, regionale Medien hingegen können oder wollen ihn sich nicht mehr leisten. Weil dort einst der politische Diskurs in der Breite der Bevölkerung stattfand, ist das für die Demokratie enorm bitter.»

Hochschulen präsentieren sich in Hochglanz

In dem Masse, in dem in den letzten Jahren die Wissenschaftsredaktionen schrumpften, wuchsen die Kommunikationsabteilungen der Hochschulen. Sie betreiben eigene Social-Media-Kanäle und Blogs und produzieren neben Pressemitteilungen auch Hochglanz-Zeitschriften, Videos und Podcasts.

Im Gegensatz zum Wissenschaftsjournalismus geht es bei der Hochschulkommunikation aber nicht um eine kritische Einordnung von Ergebnissen, sondern darum, Forschung und Universität im besten Licht erscheinen zu lassen. Die Hochschulen stehen in Konkurrenz zueinander, sie müssen sich in internationalen Rankings behaupten, buhlen um die besten Studentinnen und halten Patente, an denen sie verdienen möchten. Nicht selten sind die Pressemitteilungen der Hochschulen darum mit handfesten finanziellen Interessen verbunden.

Dennoch sind auch die Hochschulen und Universitäten auf unabhängigen Wissenschaftsjournalismus angewiesen. Sie brauchen ihn nicht nur, um ihre Forschungsergebnisse einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Sondern auch für das, was Kommunikationsforscherinnen Fremdreferenz nennen. Also eine Beurteilung und Vermittlung ihrer Tätigkeit von «aussen».

Der Abbau im Wissenschaftsjournalismus mache den Kommunikationsabteilungen zu schaffen, wie Rainer Borer, Leiter der ETH-Hochschulkommunikation, vor vier Jahren in einem SRF-Gespräch sagte. Auch weil den Kommunikatoren immer weniger kompetente Leute gegenüberstünden. Erbitte eine Journalistin Auskunft zu einem Thema, «müssen wir sehr tief unten anfangen», sagte Borer damals.

Genauso wie mangels Vorwissen nicht jeder Journalist dazu berufen ist, über den Gaza-Krieg zu schreiben, ist für bestimmte Themen wissenschaftliche Expertise unabdingbar.

Den Wissenschaftsjournalismus braucht es ausserdem für eine kritische Betrachtung des Wissenschaftsbetriebs, der unter anderem mit Fälschungen, Raubverlagen und wachsendem Publikationsdruck kämpft.

Bieten Stiftungsgelder die Rettung?

Sowohl die Forschung als auch die Gesellschaft braucht also kompetenten Wissenschaftsjournalismus. Aber wer soll ihn finanzieren?

Eine mögliche Lösung hat das Online-Magazin für Wissen «Higgs» ausprobiert. Es finanzierte sich über Stiftungsgelder und erhielt später Geld vom Schweizerischen Nationalfonds. Es schaltete seine Inhalte nicht nur selbst online auf, sondern lieferte sie auch gratis an Regionalzeitungen, bei denen keine eigenen Wissenschaftsjournalistinnen arbeiteten, etwa die «Südostschweiz» oder die «Freiburger Nachrichten». Die «Higgs»-Beiträge erreichten so regelmässig «die breite Masse». Zudem bot die Redaktion eine Plattform für Freischaffende und Raum zum Experimentieren, beispielsweise mit Instagram-Posts von Forschenden.

Um die Finanzierung langfristig zu sichern, baute der Gründer und Chefredaktor Beat Glogger zusammen mit Mitstreitern eine Stiftung auf, die neben «Higgs» auch unabhängige Wissenschaftsjournalisten fördern sollte. Die Idee: Wenn Hochschulen, Unternehmen oder die öffentliche Hand einzahlen, würde dies den Wissenschaftsjournalismus stärken. Zugleich würde die Vielzahl der Unterstützerinnen verhindern, dass Einfluss auf die Berichterstattung genommen würde.

Er sei damit auf viel Interesse gestossen und habe Zusagen erhalten, erzählt Glogger. «Doch als es ums Geld ging, haben Hochschulen einen Rückzieher gemacht.» Oft mit fadenscheinigen Begründungen. Lieber hätten die Hochschulen in eigene Produkte investiert, sagt Glogger. Ein Versuch, die Plattform über Abos zu finanzieren, scheiterte. Das Online-Magazin musste 2022 den Betrieb einstellen.

Die Idee einer Stiftung nahm auch eine Expertengruppe der Akademien der Wissenschaften Schweiz auf. In ihrem [Bericht](#) von 2021 warnt sie vor einem weiteren Abbau bei kommerziellen Medienhäusern und schlägt eine Förderinfrastruktur vor, zum Beispiel eine Stiftung. Diese sollte Finanzmittel aus diversen Quellen einbinden, heisst es im Bericht.



Die Stiftsbibliothek St. Gallen. Candida Höfer/ProLitteris

Aufbauend auf dieser Empfehlung, habe es Gespräche mit «Akteuren des Bereichs Bildung, Forschung und Innovation» gegeben, über «Massnahmen, die die Arbeitsbedingungen von Journalistinnen verbessern», schreibt die Kommunikationsverantwortliche der Akademien, Sindy Schmiegel, auf Anfrage der Republik. Doch passiert ist bisher nichts. Die Initiative, etwa für den Aufbau einer Stiftung, müsse auch aus dem Kreis der Wissenschaftsjournalisten kommen, sagt Gian-Andri Casutt, Co-Sprecher der Expertengruppe.

Wie eine erfolgreiche Förderung aussehen könnte, zeigt ein Modell aus Deutschland. Hier ist es dem Wissenschaftsjournalisten Volker Stollorz gelungen, eine stiftungsbasierte Finanzierung zu etablieren. Das 2015 gegrün-

det Science Media Center (SMC), das hauptsächlich von der Klaus Tschira Stiftung finanziert wird, liefert keine fixfertigen Beiträge, sondern Rohstoff für die Wissenschaftsberichterstattung. Diese stellt es registrierten Journalistinnen gratis zur Verfügung.

Erscheint eine wichtige und relevante Studie, fassen die Wissenschaftsjournalisten des SMC diese bereits vor der Veröffentlichung zusammen und holen Einschätzungen unabhängiger Expertinnen ein, die zitiert werden dürfen.

So bot das SMC beispielsweise eine Einordnung der eingangs genannten Studie zum Intervallfasten. Sie diente in deutschsprachigen Medien dazu, kritisch über die fragwürdigen Resultate zu berichten.

Das Ziel ist es, die Journalisten angesichts von Zeitknappheit und schwindenden Ressourcen zu unterstützen. Der Service wird auch von Schweizer Journalistinnen rege genutzt. Seit längerem geistert die Idee herum, hierzulande eine SMC-Zweigstelle aufzubauen, um auch schweizspezifische Themen und hiesige Experten zu berücksichtigen. Doch bisher hat sich noch keine Wissenschaftsjournalistin durchringen können, diese Aufgabe wirklich in die Hand zu nehmen.

Mike Schäfer hält das Science Media Center für einen unverzichtbaren Intermediär. Der Kommunikationswissenschaftler der Universität Zürich sitzt selbst im Fachbeirat des SMC und sieht doch einige Risiken, die der Dienstleister mit zunehmender Bedeutung mit sich bringt. Durch die Auswahl der Studien, über die es berichtet, könne das SMC Themen setzen. Diese werden dann oftmals von zahlreichen Medien aufgegriffen. Schäfer sagt darum: «Auch das SMC muss man beobachten. Wenn wenige Personen darüber entscheiden, ob und wie anschliessend 25 Medien über ein Thema berichten, besitzen sie sehr viel Macht.»

Zudem: Wenn eine Stiftung die Wissensberichterstattung fördert, birgt das die Gefahr, dass Medienhäuser in dem Bereich noch mehr Stellen sparen. «Die Gefahr der Kannibalisierung gibt es, das wissen wir», sagt Schäfer, der die Expertengruppe der Akademien geleitet hat. Deshalb hätten sie auch explizit eine Stärkung der Wissenschaftsredaktionen empfohlen.

«Aber aktuell ist schwer vorstellbar, dass diese Stärkung aus den Medienhäusern und Redaktionen selbst kommen wird. Deshalb denke ich, dass eine Stiftung ein wichtiger Baustein für den Schweizer Wissenschaftsjournalismus sein könnte.»

Wissenschaftsjournalismus muss sich erneuern

Ein Grund dafür, dass die Stärkung wahrscheinlich nicht aus den Medienhäusern kommen wird, hat mit dem niedrigen Stellenwert von Wissenschaftsjournalistinnen innerhalb der Redaktion zu tun. Als gute Erklärer oder nützliche Nerds sind sie zwar stets willkommen, an wichtigen Entscheidungsprozessen aber sind sie nur selten beteiligt.

Redaktionshierarchien lassen sich daran festmachen, wer den Diskurs bestimmt und wer die Themen setzt. Wenn auf diesem Marktplatz der Ideen die Stimmen der Wissenschaftsjournalistinnen wegfallen, dann beeinflusse dies, welche Geschichten zum Titelthema werden oder welche Entwicklungen sich Bundeshausjournalisten genauer anschauen könnten. Das sagte die ehemalige Republik-Journalistin Olivia Kühni kürzlich im Podcast «SciComm Palaver». Das Fehlen der Wissenschaftsjournalistinnen habe

eine sehr relevante Konsequenz, auch für den Zugang im politischen Journalismus.

Die Krise des Wissenschaftsjournalismus zeigt nicht nur, dass es dringend Unterstützung braucht. Sie bietet auch Gelegenheit, selbstkritisch einen Schritt zurückzutreten: Früher war nicht alles besser. Der klassische Erklärjournalismus über Einzelstudien füllte zwar Zeitungsseiten, war aber selten ein Lesevergnügen. Geklickt wird nämlich nicht nur Seichtes, sondern auch gute Geschichten.

Und gute Geschichten lassen sich heute besser erzählen: Seien es Videoreportagen, interaktive Datenstorys oder immersive Shows für das breite Publikum – auch ausserhalb traditioneller Medien. Neue Formen des Erzählens und Erklärens werden immer wieder ausprobiert, in Deutschland zum Beispiel auf dem ehemaligen Youtube-Kanal «[maiLab](#)».

Dazu kommt, dass Wissenschaftsjournalismus nicht nur Komplexes verständlich vermitteln kann. Dank seiner Analysekraft, schreibt der Journalismus-Professor Tanjev Schultz, könne er versuchen, die Argumente zu ordnen – «und die Verwirrung aufzulösen, die in komplexen Kontroversen regelmässig auch den politischen Journalismus befällt».

Dort, wo er aus dem System Wissenschaft heraustritt, wo er politisch, investigativ und gesellschaftskritisch wird, ist der Wissenschaftsjournalismus auch relevanter und erhöht seinen Stellenwert in Redaktionen.

Am Ende dieses Textes würden die Autorinnen gerne etwas Hoffnungsvolles schreiben. Dass es mit mehr Mut, mehr Experimentierfreude, mehr Kreativität gelingen könnte, den Wissenschaftsjournalismus zu retten. Doch das allein wird nicht reichen. Letztlich braucht es immer auch jemanden, der dafür bezahlt.

Zu den Autorinnen und zur Transparenz

Theres Lüthi war während 25 Jahren Wissensredaktorin der NZZ und der «NZZ am Sonntag». Die promovierte Biologin hat sich vor kurzem entschieden, den Sprung in die Selbstständigkeit zu wagen und arbeitet nun als freie Wissenschafts- und Medizinjournalistin.

Cornelia Eisenach ist ebenfalls promovierte Biologin und machte ihren Einstieg in den Wissenschaftsjournalismus bei «Higgs», das sie Anfang 2021 verliess, um freiberuflich zu arbeiten. Seit Mai 2022 ist sie Wissenschaftsredaktorin bei der Republik.



Schirmer/Mosel

Zu den Bildern

Die Fotografin Candida Höfer (1947) nähert sich ihren Objekten – vornehmlich öffentliche Räume – durch nüchterne Sachlichkeit. Der geradlinige Zugang zu diesen Räumen lenkt den Blick auf die Architektur, die Bücher, das Wissen und die Weisheiten, die in Bibliotheken aufbewahrt und gesammelt werden. Diese hat Höfer auf der ganzen Welt besucht, dokumentiert und 2005 in einem ersten Bildband veröffentlicht. In der Zwischenzeit ist dieser vergriffen, 2024 erscheint nun eine

broschierte Sonderausgabe mit einem Vorwort von
Semiotiker und Schriftsteller Umberto Eco.

Candida Höfer: «Bibliotheken», broschiierte Son-
derausgabe, Schirmer/Mosel 2024